

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 47

Artikel: Der Weg zur Wahrheit [Schluss]

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweizerische in Wort und Bild

Nr. 47
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
23. November
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telefon Bollwerk 3379

Wir treiben auf dem breiten Strom.

Von Johanna Siebel.

Wir treiben auf dem breiten Strom
Im weiten Meer der Zeiten
Und sehen Glück und Leid im Bund
Aufrauschen und entgleiten.

Wir sehn, wie stets im Wellenspiel
Sich Glück und Leid berühren
Und auch, wie auf dem breiten Strom
Sie wechselnd stets sich führen.

Da ist kein Tropfen weit im Meer,
In dem nur Freuden sprüh'n
Und auch kein einz'ger Wogengrund,
In dem nur Leiden glühen.

Es rauschen in dem Wellenspiel
In Ewigkeit verbunden,
So Glück wie Leid; bis einst sein Ziel
Der lekte Mensch gefunden.

Der Weg zur Wahrheit.

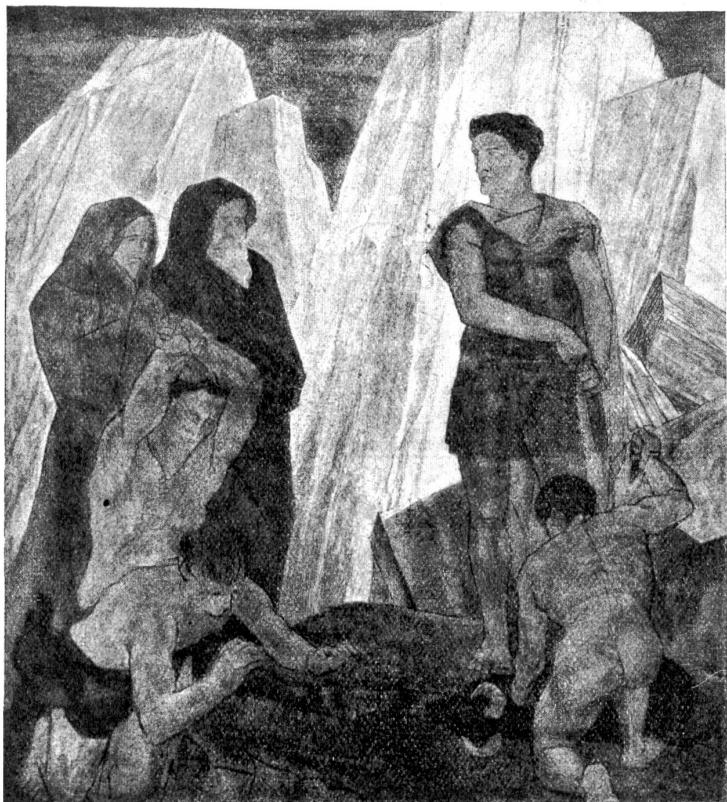
Von Frieda Schmid-Marti.

Die Nacht, die Anna Maria Richter durchwacht, ist lang. Endlos dunkel. Ein wilder, wirrer Knäuel sinnlos stürmender Gedanken. Die jäh auflodernde Verzweiflung hat sich gelegt. Die Frau kämpft mit sich einen eisenharten Kampf. In dieser Nacht versucht die Greuthoferin es noch einmal: Aus den Trümmern ihres bisherigen Lebenswillens will sie noch ein paar Scherben retten. — Will!! — Da steht das Heer der alten zuverlässigen Kräfte im Alltagsstreit: Gelassenheit, Selbstsicherheit, Ruhe. Bis jetzt hatten sie noch nie versagt. — Bis jetzt. — Der Schönmaier flüstert ihr zu: „Anna Maria Richter, deine Schuld ist es nicht, das Unglück. — Keine Kraft hatte sie. Keinen Widerstand. Ein schwankendes Rohr im Wind.“ — Aber laut erhebt sich die Stimme der Anklägerin: „Ein Kind war sie noch, Anna Maria Richter. Ein junges unschuldiges Mädchen. Das Leben hatte noch nichts geschrieben in diesem Antlitz. Zwei Augen sahen zu dir auf, Greuthoferin, voll Ehrfurcht, voll unbegrenzten Vertrauens. Weh! Anna Maria Richter, was tatest du? — — Du hast dieses Mädchen getäuscht. Ueber eine kurze Zeit, — und du sahest es, wie die Sonne in diesem Gesicht erlosch. — Anna Maria Richter, leugne, wenn du es kannst! — Sahst du es nicht? — Hörtest du es nicht, als jene geängstete Seele sich dir nahte, in höchster Not deine Hilfe und deinen Beistand heißend... Was tatest du, Anna Maria Richter? Du stießest in deinem hohlen Hochmut, in deinem elenden Stolz diese arme Seele zurück mit abgefeimten Worten. Du schlossest jenen andern Mund, der deine Hilfe erbitten wollte. Du halfest, über

4
jenes Leben, dem in der Heimat die Sonne des Glücks geleuchtet, formlose Schatten breiten. Immer tiefer sanken die Schatten über jenem Leben. In das verwundete Gemüt tatest du den unbarmherzigen Stich. Deine Worte waren ätzendes Gifft. Dein Trost eine Beschuldigung. Deine Hilfe eine Folter. Dein Leben — eine Lüge. — — Du sonntest dich im Gefühl deiner heuchlerischen Größe. In deiner satten Rechtlichkeit. Bist du einmal, — einmal nur den Weg der Wahrheit gegangen, — wenn dieser Weg dir sauer wurde?“ — — —

Die Nacht, die Anna Maria Richter durchwacht, ist lang. — — —

Sie erhebt sich am Morgen. Sie geht hinüber ins Haus, aus dem sie vor vier Jahren auszog, um der jungen Frau Platz zu machen. — Um die Last der Verantwortung auf andere Schultern zu legen. Die vier verflossenen Jahre haben an der Greuthoferin nicht ausgerichtet, was die verflossene Nacht. Sie geht durch die Stube. Sie schaut nicht hinüber auf das Bett, wo mit weißem Laken zugesdeckt das Liseli schläft. — Sie tritt in die Kammer. Klein und verfallen sieht die stattliche Frau aus. „Ferdi“, bittet ihre zitternde Stimme, „Ferdi, ich bitte dich, stehe auf.“ — — Ein Stöhnen kommt aus den zerwühlten Rissen... Sie schleicht ans Lager. Sie legt die fahle Kunzelhand aufs Kissen. Sie berührt nicht den Kopf ihres Sohnes. Nur aufs Kissen legt sie die Hand... Und viel später legt sie die andere darüber und steht so gebeugt —, lange. Der Ferdi spürt, wie die Hände seiner Mutter zittern. Tiefer



Viktor Surbek: Beschwörung des Teiresias. (Phot. Henn, Bern.)

wühlt er den Kopf ins Kissen... Das Zittern wird stärker. ... Es ist ihm fremd... So fremd... Ist es die Mutter, die da steht? — — — Er schaut auf, aus verschwommenen Augen. Gerade in das Gesicht der Mutter, und erschrickt. — Er schaut noch einmal. — „Ich komme“, sagte er mit erstickter Stimme. — —

Frau Richter geht mit leisen Schritten ans Fenster und zieht die Vorhänge zurück. Sie öffnet das kleine Flügellein. Dann, leise wie sie gekommen ist, schleicht sie zur Tür hinaus. Ein Kinderstimmlein wird laut. — Frau Anna Maria Richter stöhnt. — Sie geht ans Bettlein, wo der kleine Hansli mit schlafwarmen Bäcklein liegt. Groß und erstaunt schaut er in das Gesicht der Großmutter. Weinerlich verzichtet er das Mündlein. „Mutti kommen“, Wieder stöhnt die Frau... Behutsam, mit linden Worten und Händen nimmt Anna Maria Richter das Kind und kleidet es an. Sie scherzt noch mit ihm. — Das Büblein lacht und schaut furchtsam in ihr entstelltes Gesicht. Da umschließt ihre kalte Hand das weiche Kinderhändlein. Sie gehen in die Küche. „Aenni, gib dem Hansli die Milch“, sagte die Bäuerin. Mit den wenigen Worten hat die Greuthoferin sich das Recht der Hausfrau wieder zugemessen in dem verwaisten Hause. Groß und erschrocken gehen Aennis verweinte Augen zu der Frau. So hat ihre Stimme nie gellungen... Nie... „Gott, sie ist es nicht mehr“, flüstert das Aenni. Alle Verbitterung, die sich heimlich in seinem Herzen gehäuft hat gegen die Frau, schwimmt... Es bleibt nur das Erbarmen. Mit wirrem Herzschlag und zerrissenen Gedanken geht die Greuthoferin wieder. Sie geht hinüber in die Stube, wo die Tote liegt. Sie setzt sich an das Bett. Schaut mit brennenden Augen darauf. Lautlos be-

wegen sich ihre fahlen Lippen... „Tot das Liseli... Mein Gott! — — So hat es jetzt kommen müssen.“

Durch die gezogenen Vorhänge dringt das Licht des Tages bläß und leichenhaft. Nur durch eine Lüde rinnt die Helle unbehindert. Strömt gerade auf das Totenlager. Über das weiße Linnen. Schwach zeichnen sich die Linien der darunter Ruhenden. Schmal und lang liegt das Liseli: als hätte es auch im Tode in diesem Haus kein Heimatrecht erworben...

Wie im Zwang steht Anna Maria Richter auf und schlägt die Hülle zurück. Langsam sinkt sie vorüber. So, gebeugt, halb stehend, halb hingefunken, lehnt sie am Lager, faltet die Hände und hält stumme Zwiesprache mit der Toten. Lange... lange. — Zuweilen streichelt sie die wähsernen Wangen...

Sie versucht immer und immer wieder das eine: zum Anfang eines klaren Gedankens zurückzuführen und ihn zu Ende zu denken. Aber sie fühlt, sie kann es nicht. Nur das eine weiß sie: Liseli ist tot... Dieser Gewissheit erliegt ihre Kraft. Ihre Stärke ist in Trümmer. Mit Keulenschlägen fiel in der verflossenen Nacht das Schicksal über sie her... Jetzt ist ihre Selbstsicherheit erloschen...

Sie birgt ihr Antlitz neben der Toten. Kraftlos hängt ihre Hand über die Lehne der Bettstelle. — Da geht die Türe. Sie fährt auf und breitet hastig das Linnen über die Entschlafene. Der Ferdi steht im Rahmen der Türe. Er ist im Sonntagsstaat.

Wortlos schaut er hinüber zur Mutter. Wie ein Überwundener steht er. Sein Gesicht sagt: „Sieh, ich kam, weil du es wolltest... meine Kraft an eine sinnlose Sache zu verschleudern...“ Mit wankenden Schritten geht die Mutter auf ihn zu. Mit seltsam singender Stimme sagt sie: „Geh' jetzt zum Pfarrer, Ferdi, — — und sag' es auch dem Sigrist...“ Eine erschütternde Hinfälligkeit ist an ihr. Sie legt schwer die Hand auf ihres Sohnes Arm. — — Schwer und stumm. — — — Sie schaut dem Ferdi lange, lange ins Gesicht... Lange... Der Blick ist für Ferdi, wie einem Verschmachtenden die plötzliche Quelle... Es ist den Ferdi ob seiner starken, harten Mutter, ob ihrer sieghaften Sicherheit oft ein Unbehagen angekommen. Oft... Aber die Mutter, wie sie heute vor ihm steht, die fordert seine Hilfe. Sein Erbarmen. Er weiß es mit einemmal: wenn ich der Mutter nicht helfe, — jetzt. — An ihrer Gebrochenheit wächst seine Kraft, sein Wille... Es geht durch ihn wie Feuer. Auch sein Mund bleibt stumm. Aber er greift hastig nach ihrer Hand, die kalt und kraftlos an ihrer Seite hängt. Er drückt sie kurz und heftig. Und geht...

Die zwei Tage, die das Liseli noch im Hause liegt, gehen vorüber wie ein schmerzlicher Traum. Der zweite Tag neigt sich zum Abend, wie der Hirschmattbauer auf den Greuthof zugeht. Er schreitet langsam und gebeugt, als trüge er schwere Last! — Aber er strafft den Rücken, wie er an der Türe pocht. Aenni öffnet ihm und führt ihn in die Stube. „Guten Abend, Ferdi“, sagt er und geht hinüber zum Tisch, wo der Greuthofer in stummem Brüten sitzt. Beider Hände greifen hart zu... Der Hirschmattbauer zieht das Nasstuch und schneuzt sich... Dann wendet er sich der Greuthoferin zu. „Guten Abend, Mutter

Richter", sagt er und gibt auch ihr die Hand... Stumm deutet Anna Maria Richter auf einen Stuhl. — Und wartet auf ihr Urteil... Über Hediger bleibt stehen, den Hut in der Hand. Ein Schluchzen ist in seinem Hals. — Und wie er seiner Herr wird, sagt er mit würgender Stimme: „Noch einmal das Liseli sehen möcht ich.“ — — Da erhebt sich Ferdi und öffnet ihm die Türe zu der Stube, wo die Tote liegt. Lange bleibt es still drinnen. Lange bleibt der Vater allein bei seinem Kinde... Draußen wird es dunkel. Die Ruhelosigkeit der Greuthoferin wächst... wächst. Da endlich kommt der Hirschmattbauer. Noch um ein Klein wenig gebeugter geht er. Er hat verweinte Augen. Er geht auf die Bäuerin zu und sagt mit leiser Stimme: „Nehmt's nicht zu schwer, Mutter Richter... Viel ist über euch und uns gesommen... viel wird noch kommen... Wir, — das Liseli — wir wollen nicht darnach forschen, warum — —.“ Er wendet sich zum Fenster und wischt die Augen. — „Es wird so haben kommen müssen. Und jetzt, wenn ihr den Hansli zu uns geben wollt — —.“ Über da fährt Mutter Richter herum und sagt mit erstickter Stimme: „Hediger, wenn ich eines bitten darf, — — eines —, so laßt uns, — dem Ferdi und mir, das Kind. — — Ich will, — — ich will, — —.“ Die Tränen brechen gewaltsam hervor. Laut schlägt ihr Herz, wächst und füllt die Brust. Sie sitzt mit gesalztenen Händen, mit weit geöffneten Augen. Unaufhaltbar rinnen die Tränen. Sie schaut hinüber zu Hediger. Der steht noch immer am Fenster, groß, hager und ernst, das Gesicht umrahmt von einem dunklen Bart. Die gütigen, blauen Augen sind in die Ferne gerichtet. Die Augen... Ach, Anna Maria Richter kennt die Augen. — — Mit solchen Augen hat das Liseli sie angeschaut —. Und sie... „So sei es“, sagte Hediger, „und wenn es euch zu viel wird, Mutter Richter, sind wir noch da.“ — — In dem Augenblick geht die Türe auf. Der Hansli steht auf der Schwelle und schaut erschrocken nach dem Besuch. Er schiebt ein Fingerlein in den Mund und schleicht scheu und verlegen zur Großmutter. Die schlägt beide Arme lang und leidenschaftlich um das Kind und preßt es in schützendem Schluchzen an sich, als wäre es ihr einziger Trost, — ihr Halt. — — Da geht der Hirschmattbauer... Das Büblein schaut auf und der Großmutter ins Gesicht... Und wieder denkt Anna Maria Richter: „Die Augen“. — — Sie führt den Knaben darauf und tut ein Gelübde. — — —

Zwei Jahre liegt das Liseli Richter drüben im Friedhof. Die Greuthoferin schaltet im Haus wie ehedem, — und doch ganz anders. Es waren harte Jahre für sie und den Ferdi. Die Wogen des Leides gingen hoch über sie. Sie mußten es lernen, durch den Sumpf übler Nachrede zu waten. Mußten es erleben, daß durch Liselis Tod der Greuthof in übeln Ruf und Verseumung kam. Frau Anna Maria Richter trägt es stumm. Sie hebt auf, was das Schicksal ihr vor die Füße wirft, — und schweigt. Büßt, was sie einst in falschem Stolz fehlte. Büßt es hundertfältig. Sie würde noch viel mehr auf ihre Schultern laden, wenn... Ja, wenn... Aber das kann sie nicht. Nie mehr. — Über an den Lebenden. — Und das tut Anna Maria Richter. Ueber ihre Kräfte. Ueber ihr Vermögen. Aus der Feuer-

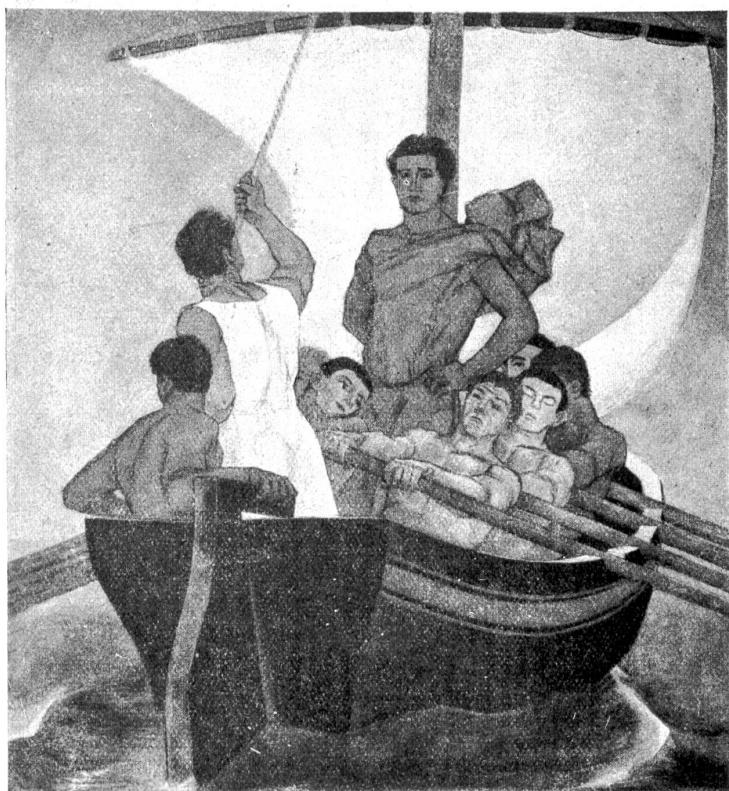


Viktor Surbek: Pallas Athene erscheint dem Odysseus. (Phot. Henn, Bern.)

probe des Leides wächst ihre reine lautere Liebe. Alles, was sie einst als des Lebens Höchstes erstrebt, ist von ihr abgefallen. — Sie wacht ob dem Kinde und hütert seine Seele in leidenschaftlicher Wahrheitsliebe. Seit ihrer großen seelischen Auseinandersetzung damals, in jener furchtbaren Nacht, seitdem aus jenen Herzen, die um die Tote litten wie sie selbst, so viel vergebende Güte und versöhnende Liebe flossen, — seitdem ist Anna Maria Richter die große Wahrheitsucherin geworden...

Ferdinand Richter ist der nimmermüde Schaffer von ehedem geblieben. In sein Wesen ist eine stille Nachdenklichkeit gekommen. Wie eine milde Trauer liegt es über ihm. Er lebt seinem Kinde und der Mutter. — Zweimal ist der Ferdinand in dieser Zeit von irgendwoher heimgekommen. Er sprach lauter als sonst und verwarf die Hände. — Es war an ihm wie ein Anflug aus jener Zeit vor dem Unglück. Einmal hob Anna Maria Richter das Kind auf den Arm und trug es dem Vater entgegen. „Schau das Kind an, Ferdi“, sagte sie und sonst nichts. — Der Hansli lachte froh und unbekümmert, und seine sonnigen Augen sahen den Vater an. Da wurde dieser still...

Und das anderermal, — es ist schon über ein Jahr seither, — an einem Sonntagabend, da besah die Großmutter mit dem Hansli in der Stube ein Bilderbuch. Der Kleine staunte und jauchzte vor Freude und Entzücken. Immer wieder gab die Greuthoferin dem Kinde Bescheid und ward nicht müde. — In die stille Glückstunde platzte laut und aufgeregt der Ferdi. Er war „politisch“ und hatte einen roten Kopf. — Es war Abstimmung gewesen. Und im Wirtshaus waren nachher die Meinungen erhärtet, verteidigt worden, bis die Köpfe hitzig wurden. — — — Uenni trug das verspätete Nachtessen herbei. Fer-



Viktor Surbek: Meerafahrt.

(Phot. Henn, Bern.)

dinard Richter setzte sich und begann zu essen, noch ganz benommen von dem bewegten Nachmittag. Die Mutter saß noch immer mit dem Kinde auf dem Schoße und blätterte in dem Buch...

Da, plötzlich blieben Ferdinands Augen an dem kleinen Sträuflein hängen, das in einem Glase auf dem Tische stand... Zwei weiße Röslein waren es und ein paar Friesli. Immer mußte er darauf sehen... Am Morgen war er mit dem Hansli auf dem Friedhof gewesen und hatte das Meilein auf Liselis Grab gepflückt. — Alles Heize, Laute in seinem Wesen war plötzlich erloschen...

Er dachte an die Worte, die der Hansli am Morgen gesagt hatte: „Du, Batti, weint das Mütterlein nicht, wenn du ihm die Blümlein abbrechen tuft auf seinem Grab?“

— Ende —

Viktor Surbek's Odyssee-Fresken im neuen Städt. Gymnasium in Bern.

Die Gemäldeausstellung in der Berner Kunsthalle, über die an anderer Stelle zu berichten ist, zeigt den erfolgreichen Berner Künstler auf der Höhe seines Schaffens. Wer aber Viktor Surbek's Gipfelleistung kennen lernen will, muß sich in das neue Gymnasium hinten auf dem Kirchenfeld begieben. Dieser prachtvolle Schulbau ist nicht nur ein leuchtendes Wahrzeichen der Bildungsfreudigkeit der Stadt Bern und der Tatkraft ihrer Behörden, sondern er birgt in seinen Räumen auch hervorragende Kunstwerke, die ein beredtes Zeugnis ablegen für das Kunstverständnis ihrer Bevölkerung. Die Aula besitzt bekanntlich die fünf dekorativen Fresken von Euno Amiet, in der Halle des 2. Stockes steht die Brunnenfigur von Max Fueter, und ebendort finden sich, an den fünf großen Wandfeldern die Odysseus-Bilder Viktor

Surbeks, die wir in der heutigen Nummer unseres Blattes reproduzieren können.*)

Als sich der Künstler an seine Aufgabe heran begab — der Auftrag fiel ihm zu bei einem Wettbewerb unter geladenen Berner Künstlern — war ihm bewußt, daß der Stoff seiner Bilder mit dem Leben in dem Hause in irgend einer Beziehung stehen mußte. Wo hätte er ihn glücklicher finden können als in jenem Buch, das Tausende von Generationen zu starkem, edlem Menschentum erzogen hat? Indem er der akademischen Jugend den großen Sucher und Dulder der unsterblichen Dichtung Homers mit seiner flugen Entschlossenheit und weisen Selbstbeherrschung vor Augen stellte, gab er ihr die Bildrichtung für ihr geistiges und moralisches Streben. Eine Turn, die von der Notwendigkeit der Rückkehr vom materialistischen Bildungsideal zu einem vergeistigten, die innersten Kräfte edler Menschlichkeit lösenden und wendenden überzeugt war, mußte diese Stoffwahl gutheißen.

Die Rücksicht auf den Ort bestimmte auch die Wahl der darzustellenden Momente. Surbek griff aus dem Odyssee nicht die episch bewegten Szenen heraus, wie etwa Genelli und Preller dies getan. Er sieht den innerlich gefestigten, zielbewußten, willensstarken Odysseus vor sich, nicht den versuchten, irrenden, heimatlosen. Auf dem ersten Bild ist dem Helden der Rat und Beistand des blinden Sehers Teiresias in Unterwelt gesichert. Auf dem zweiten kommt ihm von der hehren Göttin Athene selbst die Hilfe. Das dritte zeigt ihn im Kreise seiner treuen Gefährten mit geschwollenen Segeln auf der Heimfahrt, das Gesicht der gärtlichen Phäakeninfel zugeteilt. Das vierte stellt den von Mentor begleiteten Telemach dar, der den Vater sucht, und das letzte endlich schildert den Heimgekehrten, wie er mit beherrschtem Glücksgefüle seine treue Penelope wieder sieht.

Diese Ruhe und Gemessenheit im Thema verschaffte dem Künstler den Vorteil, daß er seine Hauptaufmerksamkeit auf den seelischen Ausdruck in Haltung und Geste einiger weniger Figuren verlegen und daß er mit wohlabgewogenen Farben das Landschaftliche zum Stimmungsmittel erheben konnte. Die solchermaßen durch weise Beschränkung gewonnenen leuchtenden Farbenflächen der Einzelbilder verschmelzen sich zu einem harmonischen Gesamteindruck. Dieser wiederum ist in seiner Wirkung auf den Raum abgemessen, den die Bilder beleben und schmücken sollen. Wenn man die Treppe hinaufsteigend, die Halle betritt, in deren vordern Mitte das plätschernde Brünnlein mit Fueters bronzenem Knaben steht, so ist man überrascht von der wohlstuenden warmen Ruhe, die von Surbek's Fresken, ihren edlen Gestalten und gedämpft leuchtenden, reinen Farben in den Raum hinaus strömt. Wenn man sich zur guten alten Anschauung bekennt, daß der Freskomaler seine Kunst in den Dienst des Raumes zu stellen hat, so verdient Viktor Surbek für seine Odysseus-Bilder uneingeschränktes Lob. Möge sich diesem klug abwägenden, klar denkenden und mit ebensoviel Eingebung wie Können ausgerüsteten Künstler recht oft noch Gelegenheit zu solchen Werken bieten!

H. B.

*) Wir ver danken die Gelegenheit hierzu dem gütigen Entgegenkommen des Künstlers, der uns die Reproduktionserlaubnis gab, und dem Berner Kunsthalle Verein, der uns die Kästchen aus der von ihm herausgegebenen Broschüre „Wand- und Glasmalereien bernischer Künstler“ zur Verfügung stellte.

Radiotechnik.

Wir können über Meere fort und Zinnen
Freundnachbarlich uns Audienz gewähren:

Es kann der Mensch des Menschen nicht entbehren,
Es kann der Mensch dem Menschen nicht entrinnen.

H. Thurow.